Quintus und der Feuerreiter

Thomas Persdorf

Roman

Thomas Persdorf

Quintus und der Feuerreiter

Thomas Persdorf

Quintus und der Feuerreiter

Shaker Media

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über http://dnb.d-nb.de abrufbar.

Copyright Shaker Media 2019
Alle Rechte, auch das des auszugsweisen Nachdruckes, der auszugsweisen oder vollständigen Wiedergabe, der Speicherung in Datenverarbeitungsanlagen und der Übersetzung, vorbehalten.

Printed in Germany.

ISBN 978-3-95631-734-7

Shaker Media GmbH • Am Langen Graben 15 a • 52353 Düren
Telefon: 02421 / 99 0 11 - 40 • Telefax: 02421 / 99 0 11 - 49
Internet: www.shaker-media.de • E-Mail: info@shaker-media.de

Er war auf dem Heimweg nach einem wie üblich anstrengenden Tag. Als er den Kanal überquerte, kehrte er gedankenversunken zum Ausgangspunkt seines Nachdenkens zurück: der Einladung! Allzu gerne drehte er Gedanken und Bilder im Kreise und kam auch gewöhnlich mit dieser Methodik zur einzigen, seiner Meinung nach richtigen Lösung. Iris einladen? Ganz unmöglich. Wie kam er überhaupt auf die Idee, darüber nachzudenken? Wohl wieder einmal dieser unbekannte Zweitbewohner seines Inneren, dieser Flüsterer von Verführung und Unsinnigkeiten.

Bis Sonntag sollte er noch eine Vorlage für einen Antwortbrief Seeckts an Brockdorff-Rantzau in Moskau entwerfen und Schleicher zur Weiterbearbeitung präsentieren. Außerdem verlangte Rhein einen Erlebnisbericht zum Ausgang des Hitlerprozesses in München*, bedrängte ihn ständig damit und pochte auf ihren Vertrag.

Quintus lief immer schneller die Augustastraße am Landwehrkanal entlang – Probleme, wohin er sah. Und jetzt, anstatt die dringend anstehenden Arbeiten in Angriff zu nehmen, auch noch die Oper. Dazu mit einer Partnerin, was die ganze unnötige Sache noch erheblich komplizierte. Verflucht und zugenäht, warum hatte er keine Ausre-

de gedrechselt? Als er in die Leipziger einbog, fiel ihm ein: Edda muss sich opfern. Das ist die Lösung.

Die liebe, gute Edda aber, lehnte glatt ab. Einmal *Peleas und Melisande* auf Französisch hatte gereicht, sie entscheidend traumatisiert. Nie wieder, habe sie sich geschworen und bisher noch jeden Schwur in ihrem Leben gehalten. Tiefland, … Tiefland? Noch nie gehört. Schon alleine der Titel versprach nach ihrer Meinung nichts Aufregendes, um nicht Langeweile zu sagen.

„Na, wo is´n det Problem", krakeelte Onkel Willi, als er dazustieß. „Frags´de Tine oder de Inge! … Nee, de Renata eben nich", bügelte Willi Eddas Vorschlag ab. „Der ihr Macker is eifersüchtig, da is der Othello en Teddybärchen dajejen!"

Quintus druckste herum, zerrte am Jakett.

„Na, wat is´n ?", fragte Willi ungeduldig.

„Ich kenne gar keine Inge, und der Tine will ich … naja, … eben keine falschen Hoffnungen machen. Sie ist ja eine kluge Person, aber …"

„Nein, das ist keine Person, Quintus! Die Tine, das ist eine Frau fürs Leben, intelligent, fleißig, mit guten Manieren. Eine tolle junge Frau, verdammt nochmal und keene Persooon. Er fiel zurück in seinen lässigen Slang. „Von de Körperlichkeit wolln wer jar nich erst redn, mei Liewa!

Da kommt keene mit, keene nich von´s janze Ballett. Det saach ick dir awer. Schön wie Aphro***titte***, aber nich nur da, nee bis in de Füße.“ Er prustete vor Lust an seiner eigenen Beschreibung.

Edda dagegen fand es bei weitem nicht so lustig wie ihr Willi. „Musst es ja wissen“, zischte sie. Ruckte in kurzen Bewegungen mit dem Kopf. „Scheinst ja das ganze Ballett durch … studiert zu haben.“ Ging hinaus und warf die Tür.

„Meine Jüte, wat darf mer denn überhaupt noch saachen als Mann?“ Wilhelm Austen riss die Türe wieder auf und schrie ihr auf den Gang nach: „Ich habe schließlich eine Prägung aus der Evolution in mir! Wenn de überhaupt weeßt, wat det is, de Evolution.“ Und dann knallte er die Tür deutlich kraftvoller zu als Edda. Auch das offensichtlich ein Resultat der Evolution.

Quintus solle losgehen und Blumen kaufen, beauftragte ihn sein Onkel wenig später. Schließlich habe **er** das ganze Theater durch seinen Puppenkram ausgelöst. Heftiges hin und her. „Von wegen!“, wehrte sich Quintus. „Von wegen! Schon die Sache mit der Aphro*titte* war zuviel und geschmacklos, und dann noch: keene von´s janze Ballett, eine … Provokation von diplomatischer … Bedenklichkeit!“ Womit Quintus im letzten Moment das Wort Dämlichkeit umging.

„Siehs´de Quinte, det jefällt mer nu wieder!“ Austen grinste zufrieden. Hast jelernt, dir zu wehren. Een Schritt in de Selbständigkeit nenne ick das. Bin sehr zufrieden, Junge. Aber nun tu doch deinem alten Onkel den Jefallen und hol ihm in de Bleibtreu eenen Blumenstrauß, damit hier wieder Frieden in de Bude einkehrt. Ick hab nämlich noch eenen Termin mit dem *Droste*, dem Macker von der *Berber*. Will sechzig Prozent mehr Gage als beim letzten Mal, die alte Suffeule. Verdammt noch eens!“

Die Namensgleiche

Als Quintus seinem Onkel den Gefallen tat und die Blumen *in de Bleibtreu* kaufte, 15 Rosen in unterschiedlichen Rottönen, von ochsenblutfarben bis samt-rosé, sah er hinter der langen Ladentheke das Fräulein Amelie von Gretels Blumeneck. Er erkannte sie sofort wieder, trotz moderner Bubi-Frisur. Das gleiche grüne Schürzenkleid mit dem aufgestickten schwarzen Namenszug half allerdings dabei. Sie sieht kaum anders aus als damals, dachte Quintus. Dabei sind doch sechs Jahre vergangen. Sechs Jahre seit … der wievielte ist … heute? Der 15. April! Tag von Amelies Verschwinden aus Wachen, der Tag, an dem man

die arme Gretel vom Blumeneck erstochen in ihrer Wohnung aufgefunden hat. Und ausgerechnet an diesem Tag trifft er sie nach sechs Jahren wieder, die Namensgleiche – Fräulein Amelie. Ein Wegenetz von Verbindungslinien sieht Quintus und schicksalhaft fühlt er sich darauf entlanggeführt. Spürte ein Rieseln, einen Schauer den Rücken hinablaufen. Etwas verbindet uns, dachte er und starrte auf Fräulein Amelie. Geheimnisvoll und unerklärlich ist das. Er spürte plötzlich den bekannten metallischen Geschmack im Mund und ein leichtes Zittern in Armen und Beinen. Vorsichtig und möglichst unauffällig ging er hinaus, lehnte sich an den schmalen Mauersims des Hauses direkt neben der Eingangstüre. Rutschte langsam an der Hauswand nach unten, bis er schließlich auf dem Trottoir saß, einen Unterschenkel untergeschlagen. Ein Bettler am Straßenrand. Ein Invalide, wie es damals so viele gab, den Hut neben sich und scheinbar sinnloserweise einen Rosenstrauß im Schoß. Hilflos mit schrägem Blick aus schief gehaltenem Kopf suchte Quintus Schneefahl den grau verhangenen Himmel ab und staunte im nächsten Moment eine der Bedienungen an, die ihm nachgelaufen war, schon deshalb, weil er ohne zu bezahlen, den Laden verlassen hatte. Auch Fräulein Amelie kam hinzu.

„Sind Sie krank? Kann man Ihnen vielleicht helfen, junger Herr?“

„Die Gretel wurde ermordet, am selben Tag“ …, er murmelte unverständlich. „Der Friseur mit der Tinktur für Pferdehaare hat es mir erzählt, … mir erzählt … in der Lindenoper bei Tiefland mit *Kleiber* und *Richard Tauber*.“

„Hmhm, jaja.“ Sie halfen ihm auf, flüsterten miteinander und führten ihn in einen kleinen Raum hinter den Laden, vollgestopft mit Töpfen, Vasen und sonstigen Artikeln für das Blumengeschäft. Setzten ihn dort in einen alten Korbsessel und Fräulein Amelie brachte ein Glas Wasser.

„Entschuldigen Sie“, sagte Quintus und seine Augen trafen etwas müde, aber zielgerichtet das Gesicht von Fräulein Amelie. „Es, … es ist mir plötzlich schlecht geworden. … Entschuldigung! Sehr unangenehm ist mir das.“ Er stand auf. „Geht schon, …geht schon wieder, danke für Ihre Bemühungen … vielen Dank!“

„Neinein, bleiben Sie bitte noch einen Augenblick. Wir schließen in einer Viertelstunde, dann kann Sie jemand nach Hause bringen. Vorher müssen Sie allerdings noch bezahlen“, lachte Fräulein Amelie geschäftstüchtig und ungeniert. „Und dann … und dann muss ich Sie auch noch etwas fragen: Was und wieso wissen Sie vom

Tode, … ich meine von der Ermordung meiner armen Tante Gretel?“

Sie trafen sich schon am darauf folgenden Tag in Alessandros Eisdiele am Tauentzien. Quintus staunte nicht schlecht. Nichts war mehr übrig von der Blumenmädchen-Idylle aus seiner Vorstellungswelt. Eine selbstbewusste, junge Frau mit Topfhut bis zu den Augenbrauen, in schickem, modernem Frackmantel und dazu passendem Hemdkleid steuerte auf ihn zu. Er schaute verunsichert auf sie. Sie ist es, ist es nicht, sie ist es – Blümchenspiele aus Pennälerzeiten – liebt mich, liebt mich nicht, liebt mich. Sie war es tatsächlich, nahm direkten Kurs auf ihn.

„Hatten Sie vielleicht ein Lieschen im grünen Kittelkleid hier erwartet, Herr Legationssekretär Schneefahl?“, fragte sie mit einem meckernden Lachen mitten hinein in sein vor Überraschung sprachloses Gesicht.

Sie hat meine Gedanken gelesen. Wie macht sie das? Immer geschieht in ihrem Umkreis etwas Besonderes, Unerklärliches, staunte Quintus sie an.

„Im grünen Kittelkleid? Neinein, na … na … türlich nicht“, stotterte er und begrüßte sie etwas verlegen und verunsichert.

Beim besten Eiskaffee Berlins – nach Meinung Onkel Willis – und nach Austausch der üblichen Begrüßungsformeln, kamen sie sehr schnell zum Thema, dem noch immer unaufgeklärten Mord an ihrer Tante Gretel.

Quintus erzählte die ganze Geschichte seiner ersten Begegnung mit ihr, dem Blumen-Fräulein Amelie im damaligen Blumeneck, die Geschichte, die mit einem kleinen Strauß Christrosen begonnen hatte. Sprudelte das Drama um die Entführung und Suche nach seiner Verlobten Amelie heraus. Hatte das Bedürfnis, ja, eine gewisse unerklärliche Lust daran, der jungen Frau ihm gegenüber erzählen zu können, worüber er doch sonst so ungern sprach und schon gar nicht ausführlich berichtete. Lediglich, dass er seine spätere Verlobte damals in der Scheibe der Eingangstüre zu Gretels Blumeneck gesehen hatte, dreidimensional und wie lebend, ließ er unter den Tisch fallen.

Fräulein Amelie wusste nicht, sollte sie enttäuscht sein, weil er eigentlich gar nichts zur Tat des Mordes an ihrer Tante sagen konnte oder sich froh und erleichtert einfach auf einen Flirt einlassen. Schließlich saß ihr ein fescher, junger Mann gegenüber, attraktiv, gepflegt und, was sie besonders anzog: das durch seine Haut schimmernde

Dunkel um seinen Mund und seine Wangen, dieser schattige Doppelgänger seiner glänzendschwarzen Haare. Aufregend männlich, meldete Fräulein Amelies Vegetativum in fein-kribbelnden Strömen entlang ihrer Mittellinie. … Legationssekretär, alle Achtung! Sie hatte es von seiner Visitenkarte und schon eine Stunde später bei ihrem Vermieter, dem Herrn Studienrat Greiff, den Begriff nachgeschlagen. *Beamter einer Botschaft oder des Außenamtes,* schwarz auf weiß stand es da im zwölfbändigen Meyer mit den prachtvollen Lederrücken. Legationssekretär also, nicht schlecht, wenn es stimmte. Felix, dieser Lump, ihr erster Freund und Geliebter, hatte sich als Kaufmann in ihr Herz geschlichen. Kaufmann für Lose und Wettbillets hatte sich später herausgestellt. Spieler auf ihre Kosten. Der Mistkerl, auf und davon war er. Ihr kleines, mühsam angespartes Vermögen auf der Rennbahn verpulvert. Das war das Ergebnis ihrer ersten großen Liebe und eine bittere Wahrheit gewesen. Nein, sie war inzwischen klüger geworden. Eine solche Katastrophe - nicht noch einmal. Er, der Herr Legationssekretär, wohnte im Corso in der Alten Jakobstraße. Nicht gerade die erste Adresse für Treue und Moral hier am Kreuzberg. Sie hatte deshalb ihre Erkundigungen eingezogen, ihren Mitarbeiter

ausgehorcht, der wöchentlich Blumen ins Corso lieferte. Der junge Spediteur, er schwatzte nur allzu gerne, besonders mit den Mädchen vom Ballett. Kurzum, Fräulein Amelie war bestens informiert. Ich werde dir den Kopf verdrehen, Quintus Schneefahl, dachte sie entschlossen. Etwas schief ist er ja schon, fiel ihr dabei auf und sie musste lachen bei dem Gedanken.

„Lieben Sie Musik, Fräulein Amelie“, fragte er mitten in ihr sympathisches Lachen hinein und bemerkte erst jetzt ihre auffallend schönen Zähne.

„Ja, Fox, Shimmy und Charleston, natürlich! Ich sterbe übrigens für Charleston. Sie auch?“

Nicht für den Charleston, dachte Quintus unangenehm berührt, eher beim oder vom Charleston könnte ich sterben. Gab aber in Politikermanier keine Antwort auf ihre Frage und lenkte fast gleichzeitig das Gespräch auf Oper und Operette.

Sei ein kluges Mädchen, forderte sie sich auf. Er hat etwas in dieser Richtung mit dir vor. Sie konnte tatsächlich in bestimmten Situationen Gedanken lesen, hatte einen außergewöhnlichen Instinkt, Verhalten, Gestik und Mimik zu einem logischen Schluss zu kombinieren. Nur, wenn ihre Gefühle verrückt spielten, wenn sie verliebt war, verließ sie diese Fähigkeit und machte sie wehrlos. Sie wusste das. Nach dem Spieler und

Hasardeur Felix nämlich, der ihr kleines Vermögen in Schall und Rauch aufgelöst hatte, war sie dem Luftikus Harald in die Arme gelaufen. Ihre Mutter hatte sie verdroschen, getobt, geschrien, dass es das ganze Haus gehört hatte, als sie ihre Schwangerschaft gestand. Eine Schande für die Familie, ein Flittchen sei sie, nicht viel besser als eine Straßenhure. Hysterisches Gekreische. Zwei Tage später hatte sie auf dem Wege nach Berlin das Kind auf der Eisenbahntoilette verloren. Sie verbot sich alle Bilder zu diesem schrecklichen Erlebnis. Beschuldigte ihre Mutter, das Kind in ihr erschlagen zu haben. Im Krankenhaus dann war das große Nachdenken über sie gekommen. Drei Tage lang und halbe Nächte dazu machte sie sich Vorwürfe und haderte. Denn, alles, aber auch alles hätte sie wissen und voraussehen können, jede Lüge und jeden Betrug, ihr angetan von Felix, dem Lumpenkerl, und Harald, der auch nicht viel besser gewesen war. Nie wieder blind werden gegenüber der Wirklichkeit und niemals wieder einziehen in dieses rosarote Luftschloss Liebe. Eine Krankheit ist sie nämlich und ins Unglück führt sie. Ende damit! Schlussstrich. Neuanfang! Und ein möglicher Neuanfang saß ihr gegenüber. Hatte sie die ganze Zeit mit Männerblicken erforscht und taxiert, was ihr natürlich

nicht entgangen war. Und während sie noch immer gedankendrehend mit dem Strohhalm in den Vanilleeis-Kugeln stocherte, präsentierte Quintus ihr seine Einladung in die Staatsoper *Unter den Linden*, die ehemalige *Königliche Hofoper*. Ganz ruhig und selbstbewusst hatte Quintus gefragt. Schließlich war es ja kein Heiratsantrag und sie eine ledige, junge Frau. Ebenso ungekünstelt sagte sie zu, um schon im nächsten Augenblick die aus fraulicher Sicht nächstliegende Frage zu stellen: „Oh Gott, was ziehe ich denn da an? Das ist ja doch sicher grauenhaft vornehm!“

Quintus grinste amüsiert. Toll sieht sie aus, dachte er, wenn sie sich so engagiert und temperamentvoll aus sich herausgeht. Ihr Mienenspiel, die lebhaften Augen, glänzend vor Jugend und rötlich-braun wie poliertes Mahagoni. Für einen Moment baute sein Gehirn Bilder körperlicher Lust auf, gaukelte ihm vor, wie er ihr mit seinen kraftvollen Händen das lockere Kleid über beide Schultern schieben würde. Das Herz sprang ihm gegen Rippen und Brustbein. Mein Gott, wie lange schon hatte er keine Frau mehr in den Armen gehalten und an sich gepresst. Bilder jagten vorbei, wüst und voller Begierde.

„Kann es sein, dass Sie mich eben ausgezogen haben“, fragte sie mit einer Stimme, die durch ein

leichtes Zittern aufgeraut und porös klang, öffnete den Mund leicht und schob die etwas zu volle Unterlippe eine Spur, ein ganz klein wenig nach vorn. Quintus starrte sie an, atemlos und für einen Moment wie gelähmt. Die Psychologen würden es wohl einen Schlüsselreiz nennen, der ihn in einen explosionsnahen Ausnahmezustand versetzte. Er antwortete nicht auf ihre Frage, griff blitzartig nach ihrer Hand und … warf unglücklicherweise dabei seinen Eiskaffee um. Er fühlte sich blamiert und, was das Schlimmste war, die ganze erotische Hochspannung, aufgebaut durch ihre provokante Frage, ihre Stimme und die aufreizende Gestik, die er primitiv-vulgär als: Du kannst mich haben, ich bin scharf auf dich, gedeutet hatte, sie war mit dem umgestürzten Becher dahin, kollabiert, auf null gesunken.

Auf dem Heimweg tröstete sie ihn, duzte ihn dabei und hakte sich bei ihm ein. „Ich muss dir noch etwas sagen“, flüsterte Fräulein Amelie ihm an der Haustür des fünfstöckigen, nüchternen Ziegelbaues zu, in dem sie wohnte. Zog ihn nach innen in die breite Kutschendurchfahrt zum Innenhof. „Ich freu mich riesig auf Sonntag und auf unser Wiedersehen.“ Küsste ihn blitzartig auf die Wange und war, noch bevor er sie greifen oder an sich ziehen konnte, schon im Treppenaufgang

verschwunden. Vom Treppenfenster aus sah sie ihn weggehen, den Kopf zur Seite geneigt, so als würde er nachdenken. Sie tanzte bestens gelaunt die Stufen zum vierten Stockwerk hinauf. Ihre Lippen zuckten spöttisch, spannten sich süffisant und zerflossen schließlich zu einem zufriedenen Lächeln. Den Schlüssel in der Wohnungstür, dachte sie: Diesmal nicht, nein, diesmal bestimmt nicht.

Die Tage vergingen plötzlich viel zu langsam. Er saß im Außenamt in der Registratur und durchsuchte drei Jahrgänge nach einer *Tschitscherin*-Note, die auch im zweiten Durchgang nicht auffindbar war. Ständig brachen seine Gedanken aus, turnten durch die vergitterten Fenster des Archivs die Wilhelmstraße entlang in Richtung Bleibtreustraße. Ihr blassbrauner, makelloser Teint zwängte sich in seine Arbeit und ließ ihn immer wieder zurückblättern in seinen Handakten, weil der Mensch eben unmöglich zwei Dinge gleichzeitig denken kann. Entweder er sichtet konzentriert Aktenchiffren und Dienstsiegel oder er träumt von leuchtenden Kastanien und blitzblankem, weißen Lachen.

Der Kollege *Meyer* kam. Gereizt fragte er: „Was ist? Woran hängt´s? Blücher hat mich angepfif-

fen, wo die verdammten Unterlagen denn bleiben. Mann, im Jahrgang 22 musst du suchen, noch vor Rapallo.“ Er schüttelte den Kopf und verdrehte die Augen. Zehn Minuten später fand er den entscheidenden Vermerk: „Hier! Tschitscherin-Note vom 11. 2. 22 im Reichswehrministerium Abt. III Sag mal, bist du blind oder was ist los mit dir? Hockst ja da wie ne Portion Quark. Bist du vielleicht krank?“ Quintus nickte, sagte leise: „Glaub schon.“ Legationssekretär Meyer dämpfte sofort seinen vorwurfsvollen Ton. „Was fehlt dir denn, Quintus?“ Der richtete sich für einen Moment auf, schloss die Augen. „Eine Frau!“, antwortete er und versank wieder zwischen seinen Aktenbergen.

Anrufen wollte er nicht. Zu unpersönlich und kalt. Steif und nüchtern wie ein *Oberbuchhalter* würde er in diese ungeliebte Holzkiste sprechen, anstatt in ihr Gesicht zu sehen. Und schon malten ihm die Gedanken wieder schwärmerische Bilder. Erst das heftige Schlagen eines Fensterflügels riss ihn aus seinen Vorstellungen. Ein kleines Geschenk, dezent, eben geschmackvoll, überlegte Quintus Schneefahl und schloss nachdenklich das Fenster. Ein Strauß Blumen war gewöhnlich immer eine Lösung. Aber doch nicht bei ihr, die den

ganzen Tag zwischen Blumen und Blüten arbeitete. Nein! Da könnte er ja gleich einem Metzger eine Blutwurst aus dessen Laden als Gastgeschenk anbieten. Pralinen, eine kleine Leckerei? Welche denn? Außerdem total langweilig und originell wie ein Paar Schnürsenkel. Mist! Musste denn alles immer so kompliziert sein?

Weil du´s kompliziert machst, mein Lieber, hörte er seinen Onkel überdeutlich sagen. Jeh einfach hin, lach ihr an und frag, ob allet palletti is für Sonntach. Mensch, mach doch nich gleich immer aus jedem Furz een Bombenattentat. Basta, Ende der Vorstellung und de Sache erledicht.

Aber so einfach wie der virtuelle Onkel Willi es vorgeschlagen hatte, sollte es nicht kommen. Denn als er im *Bleibtreu* nach ihr fragte, war sie nicht da. „Schon seit Mittwoch“, erklärte das Fräulein, das ihm neulich mit aufgeholfen hatte bei seinem Schwächeanfall. „Hat sie denn Urlaub genommen oder ist krank gemeldet?“ Alle seine Fragen blieben ergebnislos. „Weiß ich leider nicht, kann ich nicht sagen.“ Lediglich, dass Fräulein Amelie die Chefin des Filialbetriebes war, erfuhr Quintus aus seiner Befragung. Und Geschäftsführer pflegen sich nun mal nicht bei ihren Angestellten abzumelden, ließ die junge Verkäuferin vorsichtig und geschickt verklausu-

liert durchblicken. Immerhin, dachte Quintus, auf den Kopf gefallen ist die Kleine nicht, aber irgendetwas ist hier faul, irgendetwas stimmt hier nicht. Im gleichen Augenblick hörte er aus dem Hinterzimmer Gekicher und ein deutliches pssst! Misstrauisch schaute er auf die Stellvertreterin von Fräulein Amelie, die angeblich nichts wusste, weder Entschuldigung noch Krankmeldung kannte. Spielte da nicht ein spöttisches Lächeln um ihren Mund? Aus dem Hinterzimmer kamen zwei junge Frauen in Grün, um sich um inzwischen eingetretene Kundschaft zu kümmern, vermutlich diese Kichererbsen aus dem Hintergrund. Schauten im Vorübergehen auffallend betont an ihm vorbei, obwohl er doch genau in ihrem Wege stand. Steckten hinter ihm die Köpfe zusammen, die Vitrinenscheibe spiegelte es ihm zu. Eiskalte Wut stieg plötzlich in ihm auf. Veralbert und hintergangen fühlte er sich von diesen … diesen dummen Gänsen. Was bildeten die sich ein? Er war doch kein Straßendandy oder Lehrling vom Kaminfeger. Nicht mit mir! schoss es in ihn. Entschlossen sein Mund, die Nase spitzer als gewöhnlich. Die Zeiten der Schüchternheit waren passé. Sein Onkel Willi wäre sicher sehr zufrieden gewesen, hätte er seinen Neffen fauchen gehört: „Schneefahl, Legationssekretär im Reichs-

wehrministerium und Reichsaußenamt“ und noch einen Ton schärfer: „Verbinden Sie mich bitte mit der Hauptgeschäftsstelle!“ Es brachte ihn jedoch keinen Schritt weiter. Höflich bat man ihn dort um Verständnis, dass man keine Auskunft über Mitarbeiter geben könne. Grußlos verließ Quintus das Blumenhaus an der Bleibtreustraße und hetzte in Richtung von Fräulein Amelies Wohnung, keine tausend Schritte entfernt. Schwarze Gedanken bedrängten ihn: Schon wieder eine verschwundene Amelie! Was hat das alles zu bedeuten? War er nicht gewarnt durch ihr schicksalhaftes Erscheinen damals in Gretels Blumeneck und ihr nicht weniger schicksalhaftes Auftauchen sechs Jahre später? Was für ein mysteriöses Ereignis erwartete ihn als nächstes?

Ein aufdringlich großes Messingschild an der Tür: Greiff, W. Oberstudiendirektor, darunter stand in handgeschriebenen Druckbuchstaben A. Hoffmeier. Obwohl Quintus sich locker geben wollte, spürte er doch sein Herz klopfen im Moment, als die Schelle schnarrte, eine Türe in der Wohnung klappte und sich ein schlurfendes Geräusch auf ihn zubewegte. Das Gesicht eines älteren Mannes zeigte sich im Türspalt, bedeckt war es mit einer altmodischen Hauskappe, die ihn an

Wilhelm Buschs Lehrer Lempel erinnerte und einen Moment amüsierte.

„Jaja, der junge Herr Schneefahl“, sagte das Gesicht mit aufgesetzter Freundlichkeit, nachdem Quintus sich vorgestellt und nach Fräulein Amelie gefragt hatte. „Der junge Herr Schneefahl“, wiederholte er, als wär´s ihm eine besondere Freude, Quintus zu sehen. „Leider, sie ist nicht da“, wechselte seine Miene im nächsten Moment in schmieriges Bedauern. „Ihre Frau Mutter ist plötzlich erkrankt.“ Herr Greiff schien mit der Frau Mutter zu leiden, zumindest blickte er besonders kläglich aus dem Spalt seiner Wohnungstür.

Quintus schüttelte den Kopf in jeder Etage, die er herunterstieg, von neuem. Er glaubte diesem Schauspieler hinter der Türe kein Wort. Als er das Haus schließlich verlassen hatte und im Weggehen misstrauisch nach oben schaute, sah er an einem Fenster der oberen Stockwerke ein Gesicht blitzartig hinter der Gardine verschwinden, dunkelhaarig war es und ohne Mütze. Vierte Etage zählte er, mit dem Erdgeschoss die fünfte. Ihre also.

Und ick baumel mit de Beene

Die Oper war in jeder Beziehung beeindruckend gewesen, die Pracht der Räume und Lüster, das Strömen der Musik und des Gesanges, das Haus ausfüllend und doch niemals schreiend. Dazu die Eleganz der Garderoben, die behängten Dekolletees. Glanz und Glamour, Protz und Bildungsdünkel, Lebewelt der Oberklasse, wohin Quintus auch geschaut hatte. Das wohlhabende Bürgertum in Nachfolge der Aristokratenkultur. Tine, neben ihm, in ihrem schlichten blauen Satinkleid, hochgeschlossen, mit biederer Schmucksteinkette, sie war eine der Schönsten unter den mehrheitlich aufgedonnerten Besucherinnen des Premierenspektakels. Auch sind Schönheit und Schlichtheit schließlich Geschwister, dachte Quintus Schneefahl. Er war Tine wirklich sehr dankbar, im letzten Moment eingesprungen zu sein. Es wäre sehr blamabel gewesen, die generöse Einladung seines Chefs fünf Minuten vor zwölf absagen zu müssen. Allein beim Gedanken daran wurde ihm mehr als heiß, und unwohl.

In der *Königin-Bar* am Kurfürstendamm hatte Schleicher, der nur ungern etwas dem Zufall überließ, einen Tisch bestellt. Kellner Herbert sprang und dienerte um die eingetretenen drei

herum, denn natürlich war der Major aus dem Reichswehrministerium ein gern gesehener und – nicht ganz nebenbei – auch ein sehr großzügiger Gast.

Tine sprudelte ihr Dankeschön für diesen wundervollen Abend. Unvergesslich, sagte sie, unvergesslich würde ihr dieses musikalische Erlebnis für immer in Erinnerung bleiben. Schleicher grinste erfreut und wohl auch ein wenig amüsiert. Quintus las in seinen Gedanken: Unvergessliche Dinge, mein verehrtes Fräulein, gibt es grammatisch nicht, nur unvergessene. Schleicher, der Spitzfindige, er piekte gern und lustvoll in ungeschickte oder falsche Formulierungen, wiederholte sie, drehte daran herum, spielte halb fragend, halb lachend damit, bis sein Gegenüber begriffen hatte, was er damit wohl meinte. Aber bei der jungen Dame, die ihren Dank so reizend wie ehrlich gesagt hatte, behielt er die Geschichte von den Grabsteinen für unvergessliche Eltern, mit der er schon Quintus belehrt hatte, zurück. Nicht etwa, dass er sie vergessen hätte, nein, charmanter Weise, denn vergesslich war Kurt von Schleicher nicht. Auch sollte das Schicksal ihm die Vergesslichkeit des Alters ersparen, ihn sozusagen lebenslänglich unvergesslich erhalten. Von der Nachwelt unvergessen zu bleiben dagegen,

dieser Wunsch sollte ihm – von Geschichtsbucheinträgen abgesehen – unerfüllt bleiben.

Kellner Herbert tanzte um eine Gruppe junger Leute herum, die er nicht hereinlassen wollte

„Aber beim besten Willen nich, meine Herrschaften, ick bitte Ihnen, unmöchlich is dette. Ick darf doch wohl sehr bitten."

„Na klar darfs´de bitten, aber helfen tut´s nicht!" Mit nur einem Satz, unbeschreiblich komisch geleiert, erheiterte der Älteste der hereindrängenden Truppe sofort alle Umsitzenden. Ein Fräulein direkt neben ihm kicherte. Mein Gott, dachte sie wohl, ist der komisch. Manch einer erkannte ihn auch: *Wilhelm Bendow*, der Kabarettist, den alle seine Kollegen nur Onkel Wilhelm nannten.

Als einziger nicht belustigt, Kellner Herbert: „Aber bitte, de Damens und Herrschaften, det jeht doch nich!"

„Allet jeht, mein Liewa, leierte Bendow, nur der Frosch nicht und der Sperling, die hüpfen nämlich!" Diesmal quiekte das Fräulein.

„Sie können aber schön quieken, meine Dame. Sind doch hoffentlich kein Ferkelchen." Gespielt erschrocken hielt Bendow die Hand vor den Mund wie eine echte Lady. „Aach, ich bin heute aber auch wieder so ein kleiner Frechdachs. Furchtbar!" … „Ja, was machen wir denn nun,

wendete er sich in ernsterem Ton an Kellner Herbert. Gab sich aber gleich selbst Antwort. „Da, Herr Mundschenk, da ist ja ein Platz für unseren Friedel.“ Er zeigte auf den Klavierhocker. „Und hier … Sie gestatten doch? Ist der frei?“ Schleicher nickte ihm lachend zu. „Aach, Sie sind ja ein Engel!“, leierte er wieder in seiner *unverkennbaren* Art. „Und das gnädige Fräulein erst!“ Schaute auf Quintus. „Sie Glückspilz, Sie!“ Tine blickte aus gesenktem Kopf leicht betreten auf Quintus, der Bendow gequält lächelnd zustimmen musste. „Er hat schon recht, Herr Sekretarius“, bestätigte Schleicher charmant. „Sie sind wirklich zu beneiden.“ „Schauen Sie“, lenkte Quintus hektisch ab und zeigte auf den Flügel ganz in ihrer Nähe. Der junge Mann, den Bendow Friedel genannt hatte, spielte bereits das Piano, routiniert wie ein Barpianist, und ein kräftig-untersetzter Schwarzhaariger setzte eine der zarten jungen Frauen, mit lässigem Schwung auf den Flügel, bot der zweiten den Stuhl von Schleichers Tisch an und gockelte dabei auffällig um sie herum. Es war *Tucholsky* und wie immer war er auf Liebestour. Tine flüsterte aufgeregt über den Tisch. „Das ist der *Friedrich Hollaender* und die *Blandine Ebinger*, seine Frau. Die kenne ich. Die sind schon im Corso aufgetreten. Und die auf´m Stuhl auch, die *Grete*

Mosheim. Ne ganz nette is die.“ Tine leuchtete rötlich vor Aufregung und Glück, dem Herrn Oberstleutnant von Schleicher mit ihrem Wissen imponieren zu können. Ein angenehmes, fast könnte man sagen, ein lustvolles Gefühl empfand sie dabei. Und dieser Schleicher, schwärmte sie – so charmant, so beeindruckend, auch wenn er nicht gerade eine Schönheit war mit seinem kahlen Schädel. Dagegen dieser Schneefahl. Hätte er denn nicht einmal e i n e n netten Satz sagen können, als Bendow, den sie natürlich auch kannte, ihn einen Glückspilz genannt hatte, ihre Hand nehmen oder wenigstens berühren und sagen können: Ja, sie ist ein Schatz. E i n Schatz, nicht mein Schatz! Das wäre doch wirklich nicht zu viel gewesen. Tine träumte, und Gedanken jagten durch ihren Kopf wie gehetztes Wild. Sie liebte ihn immer noch … diesen schüchternen, spröden Stoffel. Alle Anmacher, die ihr nachgestellt, hatte sie weggeschickt und seit *Oscar Erzberger*s Tod lebte sie wie eine Nonne, einsam und allein. Niemand nahm sie in die Arme, wärmte sie mit seinem Körper oder tobte mit ihr durch die Nacht. Tine schnüffelte und zuckte mit den Lippen. Kein Wunder war es doch, dass ihr ewig Pickel im Gesicht, auf den Schultern und neuerdings sogar im Dekolleté sprossen. Zum Heulen das Ganze,

und viel fehlte auch nicht und sie wäre hinausgestürmt, das heulende Elend im Gesicht. Aber da piepste plötzlich eine feine Mädchenstimme durch den langgezogenen Raum der Königinbar, einfältig und mitreißend liebenswert. Die ersten zwei Zeilen des Liedes verschluckte noch der Lärm des Raumes. Die Umsitzenden aber zischten energisch um Ruhe. Dann reckten sich alle Hälse und es war plötzlich still wie in einer Kirche. Auf dem Flügel saß Blandine, ein 45 Kilo-Persönchen und hatte alle, aber auch alle Gäste nach vier Versen der ersten Strophe an ihrem Munde kleben.

…manchmal troppt mir eene Träne
und im Herzen pupperts schwer.
Und ick baumle mit de Beene,
mit de Beene vor mich her.

Und natürlich schaukelte sie im Refrain ihre Stöckelchen, die in flachen Kinderschuhen steckten, um sie kleiner erscheinen zu lassen als ihren etwas kurz geratenen Ehemann Friedel.

Quintus starrte wie hypnotisiert auf das schmale Persönchen auf dem Flügel. Immer größer schienen seine Augen zu werden und mit jeder Strophe wässrig-grauer, der Kopf war ihm mehr als ge-

wöhnlich zur rechten Schulter gesunken und ließ ihn wehrlos, wie ausgeliefert erscheinen. Ergriffen suchte und presste er Tines Hand, was sie in doppelter Hinsicht rührte. Und Schleicher, der Musikfreund und Kunstkenner? Er bemerkte im gegenüber hängenden Spiegel, dass er den Mund zumachen sollte. Seit seiner Nummer Eins aller musikalischen Köstlichkeiten: Schuberts *Schöner Müllerin*, gesungen von *Heinrich Schlusnus*, hatte ihm nichts mehr so die Kehle zugedrückt wie dieses Persönchen mit den Storchbeinchen und den schwarzen Eulenaugen vor ihm auf dem Bechstein Flügel. Sogar Mundschenk Herbert, der ewig Betriebsame, stand wie angeschraubt am Bar-Tresen. Die Zuhörer waren nicht leise oder still, sie waren lautlos. Man hatte den Eindruck, sie wagten es kaum zu atmen.

Blandinchen aber baumelte die Beinchen nach dem Texte Klabunds. Für sie erdacht, ihr auf den Leib geschrieben, wie das Deutsche so erfinderisch und poetisch sagt. Sie schaffte es mit einer besonderen Kraft und Mimik in ihre Zuhörer einzudringen.

Manchmal in den Vollmondnächten
is mir gar so wunderlich, –
ob sie meinen Emil brächten,

weil er auf dem Striche strich!
Früh um Dreie krähten Hähne
Und en Galgen ragt, und er…
Na, er baumelt mit de Beene,
mit de Beene vor sich her.

Es brauchte zehn Sekunden, dann brach der Beifall los und ein besonders engagierter Tisch im Hintergrund forderte rhythmisch ein Da capo. Sie aber, das arme Mädchen aus dem Wedding, eine Figur aus der Zeichenfeder Zilles, ein lebendig gewordener, vorweg genommener Gedanke Alfred Döblins, sie wehrte mit bescheidener Geste ab und baumelte nur glücklich lächelnd und ihren Erfolg genießend mit de Beene.

Auf dem Heimweg war es auffallend still in der Droschke. Man hätte doch eher eine lebhafte Diskussion über den in doppelter Beziehung aufregenden Abend erwartet. Tine war das unheimlich, eine Leere, die ihrer Meinung nach den Abend beschädigte. „*Anitras Tanz von Grieg*“, sagte sie selbstbewusst in die Stille, „das erste Stück, das Holländer gespielt hat, haben wir im Corso auch schon getanzt.“ Dass sie Anitra, die Solistin, dabei gewesen war, verschwieg sie bescheiden. In Schleichers Kopf baumelten noch immer die Beene der Ebinger und er buchstabierte am Text

der letzten Strophe. „Ach ja, Grieg war das?“, antwortete er mechanisch. „Ich konnte es nicht unterbringen.“ Schüttelte den Kopf ungläubig, mit den Gedanken schon wieder bei diesem zerbrechlichen, bleichen Wesen auf dem Klavierdeckel. Und Quintus? Er träumte sich durch die Bilder der Oper, durch ihren musikalischen Prunk, die Artistik der Stimmen, das großartige Klanggebäude, aber was war das alles, grübelte er, gegen dieses kleine unscheinbare Lied, das wie ein Pistolenschuss ins Schwarze getroffen und in der Tiefe der Seele, dem Nichtbewusstsein, Schwingungen von Seligkeit erzeugt hatte. Wie so oft rätselte er am Mechanismus der Entstehung dieses Schauers von Betroffensein und sobald er seine Überlegungen abbrach, ganz einfach, weil er nicht weiterkam an der Betonwand des Nichtwissens, drehte sich in ihm wie eine gerissene Schelllackplatte Blandinchens Refrain. Es war wie ein Kurzschluss in einer seiner Hirnbahnen, ein nervöser Tic, ein Tinnitus mit Text. Bis ins Einschlafen begleitete ihn der Vers und ließ ihn sogar das untreue Fräulein Amelie und den sonderbaren und etwas unheimlichen Herrn Greiff bis zum nächsten Morgen vergessen.

Eine kleine Sehnsucht

Halb sieben in der Früh erhielt Quintus Post unter der Tür durchgeschoben. Von Fräulein Amelie. Mein Gott, ihrer Mutter ging es ja wirklich schlecht, und schon nach wenigen Zeilen machte er sich Vorwürfe, sie so ungerechtfertigt, so voreingenommen und unüberlegt verurteilt zu haben. Alles konnte sie erklären, auch warum sie nicht früher in der Lage gewesen war, eine Nachricht zu hinterlassen, was sie besonders bedaure. Bitte verzeih mir, schrieb sie, es würde mich sehr unglücklich machen, wenn alles schon aus wäre, bevor es begonnen hat. Quintus war mehr als erleichtert, übermütig glücklich war er plötzlich. Die Sonne leuchtete golden in sein Zimmer, obwohl doch ein grau-verhangener Februartag war. Aber wer hatte diesen Brief gebracht? War sie etwa vor seiner Tür gewesen? Sie selbst? Da hüpfte ihm doch das Herz aus dem Takt und entfärbte ihn bis in die Fingerspitzen. Was für eine aufregende Vorstellung, und in seiner Fantasie webte er eine Geschichte daraus, die im Laufe des Tages immer kühner und heftiger wurde und ausging, wie so manche Eroberer-Fantasie auszugehen pflegt. Nach dem Überbringer des Briefes zu suchen, erwies sich als Fehler. Tine nämlich, die

nicht nur wegen des langen Heimweges im Corso übernachtet hatte, meinte, diesen Spediteur vom Blumen-Bleibtreu auf dem langen Korridor zum Tubulum gesehen zu haben. Quintus reagierte ungewöhnlich laut und heftig auf diesen Verdacht, vor allem aber zu schnell: „Ach was, ausgeschlossen!“ Tine streckte sich. Legte den Kopf skeptisch zurück, eine Leichtigkeit bei der Länge ihres Halses. Sie ahnte sofort: Die Spur führt ins Bleibtreu. Und da gab es sechs junge Verkäuferinnen, darunter zwei oder drei recht hübsche.

„Na, is denn det so wichtig, wer´n jebracht hat? Wer hat´n denn jeschrieben?“, rief Onkel Willi, den Mund halb voll, in die Diskussion am Frühstückstisch und schaute auf seinen Neffen.

„Hab ihn noch nicht gelesen“, behauptete Quintus ungeschickt und völlig unglaubwürdig. Aber nicht einmal die gutgläubige Edda nahm ihm das ab und Tines Verdacht einer Frauengeschichte verdichtete sich im selben Moment zur Gewissheit.

In der Wilhelmstraße angekommen, versteckte sich Quintus hinter Aktenstapeln seines Schreibtisches und studierte Fräulein Amelies Brief vorwärts und rückwärts. Zu neuen Erkenntnissen kam er dabei nicht, aber es verschaffte ihm gute Laune und vor allem erregende Lebenslust. Er

hatte ihr alles bereits verziehen. Mein Güte, wozu weiteres Beleidigtsein? Was sollte das? Unter diesen Umständen hätte er auch nicht anders handeln können. … *Es wäre doch schade, wenn alles schon zu Ende wäre, bevor es angefangen hat*. Ha! Sie wollte also etwas mit ihm anfangen. Tirili, Tirila. Er ließ den Brief im Jackett verschwinden und pfiff durch die Zähne die Melodie, die gerade halb Berlin pfiff oder sang:

Eine kleine Sehnsucht braucht jeder zum Glücklichsein,
eine kleine Sehnsucht, ein Stückchen Sonnenschein.

Keine Ahnung hatte er, dass es von Friedrich Holländer für Grete Mosheim geschrieben war, er den beiden also erst am gestrigen Abend in der Königinbar am Kudamm gegenüber gesessen hatte.

Schließlich riss er sich los von seinen Gedanken an Fräulein Amelie. Griff nach dem obersten schmalen Aktenband und begann Antrag und Argumente des sowjetischen Volkskomissariats für Militär- und Marinewesen zur Finanzierung einer panzertragenden Brücke über die Jasna bei Kasan zu studieren. Für von Maltzan hatte er ein möglichst knappes und gut gegliedertes Exzerpt anzulegen. Nicht mehr als ein Zwanzigstel des

Seitenumfanges vom Original war geforderte Begrenzung. Umfangreiche, komplizierte Bau- und Technik-Gutachten waren zu verstehen und danach zu beurteilen. Maltzan bewertete nach seiner Vorarbeit die außenpolitische Relevanz des Projektes und schob die Akte in diesem Fall vermutlich weiter ins Reichswehrministerium. Hier wurde die militärische Notwendigkeit eines weiteren Panzer-Übungsgeländes östlich der Jasna beurteilt und Quintus möglicherweise als Aktenkundiger zugezogen. Er konnte es sich also wirklich nicht leisten, sich gedanklich immer wieder mit Fräulein Amelie zu beschäftigen, anstelle die Bodengutachten der beiden Jasna-Ufer zu studieren. Verdammt und zugenäht, es war aber auch ein langweiliger, technischer Mistkram. Er knurrte und fluchte vor sich hin. Fast zwei Stunden Arbeit und gerade mal eine Zeile weiter. … Er würde nach Dienstschluss ins Bleibtreu gehen. Sollen doch diese Kichererbsen sich amüsieren und pispern so viel sie wollen. Das ist mir doch egal. Alberne Puten! …

„Haben wir den Jasna-Bericht fertig, Schneefahl?“ *v.Blücher* schien aus dem Nichts aufgetaucht.

„Nein!“ Quintus schreckte hoch. „Bin gerade noch dabei!“

„Na“, Blücher blickte skeptisch auf seinen Mitarbeiter, „sah mir nicht so aus“, knurrte er im Weggehen. Drehte sich aber nochmals um und mahnte, winkte ihm mit dem Zeigefinger zu: „Dringlichkeitsstufe 1, mein Lieber!“

Das bedeutete Nachtschicht. Eiskaffee mit Fräulein Amelie für heute ausgefallen. Und das alles wegen dieser dämlichen Panzerbrücke über die Jasna. Dazu kam, dass diese streng geheimen Russlandberichte, dieser ganze totlangweilige Kram, journalistisch für seine Auftragsarbeiten in Ludwig Rheins *Berliner Lokal-Anzeiger* absolut nicht verwendbar waren. Plötzlich schlug es bei ihm ein: Ich schmeiße den Bettel hier im Außenamt hin! Der Gedanke war nicht ganz neu. Er hatte, wie man so treffend sagt, schon einige Male mit ihm gespielt, aber eben nur gespielt. Jetzt würde er ernst machen. Es gab nur einen Hinderungsgrund: seinen großartigen Mentor und Lehrer Ago von Maltzan, den er verehrte. Es gab keine Persönlichkeit in seinem Leben, die ihn stärker durch Wissen und Umgangsart fasziniert hätte als ihn, auch Schleicher nicht, den oft so bissigen Zyniker.

Plötzlich stand er wieder mal auf der Königin Augustabrücke und stierte in das langsam dahinfließende Kanalwasser. Seine Überlegungen und

Gedanken hatten ihn hierher getragen, ohne dass es ihm bewusst geworden war. Erinnern konnte er sich nur noch an Blüchers Mahnung, sah dessen Zeigefinge: Dringlichkeitsstufe 1! Beängstigend, dachte Quintus Schneefahl, bin hierher gelaufen, ohne dabei zu sein. Meine Gedanken haben den Körper losgelassen und er ist wie eine Maschine in Richtung Kanalbrücke gelaufen. Schon einige Anfälle und Absencen hatte er überstanden, aber ein bewusstloses Tagwandeln, das war eine Uraufführung. So sehr er sich auch bemühte, letztlich fehlte ihm ein Filmschnipsel Erinnerung. Aber von seinem einunddreißigjährigen Leben fehlten ihm schließlich dreißig Jahre, wenn nicht mehr. Denn nichts als eine spärliche Schnipselsammlung von Erinnerungen ist unser Gedächtnis, überlegte der junge Schneefahl, und die Parallelität zur Auszugsarbeit an seinen Akten fiel ihm auf.

Friedrich Ebert ist tot!

Im Ministerium angekommen, lief er *von Speck* in die Arme, dem Helden von Gellenoncourt[8],

[8] Gefecht um das lothringische Dorf Gellenoncourt – Anfang September 1914, bei dem sich Leutnant von Speck auszeichnete.

was damals ein Begriff war. Der machte ein noch grimmigeres Gesicht als üblicherweise. In Wirklichkeit war es aber Trauer, die sein scharf gezeichnetes Gesicht verdunkelte. „Friedrich Ebert ist tot“, sagte er bitter und kurz angebunden, wie er gewöhnlich war. „Sind alle oben beim Chef.“ Hastete davon in Richtung Pressestelle, aufgeregt die Arme von sich werfend wie ein Paddler. Quintus musste grinsen, trotz der traaurigen Botschaft vom Tode des ersten Reichspräsidenten.

Kurz nach Quintus betrat Schleicher den Konferenzraum. „Meine Herren!“ Er legte eine kurze Pause ein, presste die Zähne so fest aufeinander, dass seine Kaumuskeln vorsprangen. Man merkte ihm an, dass es ihm schwerfiel, gefasst zu bleiben. Doch Rührung war unsoldatisch und er schließlich hoher Offizier eines Garderegimentes. „Haltlose Beschuldigungen und der Richterspruch von Magdeburg[9] haben Friedrich Ebert in den Tod getrieben. Anstatt um seine Gesundheit besorgt zu sein, kämpfte er um seine Ehre und erlag einem viel zu spät operierten Blinddarmdurchbruch. Nationalistische Wirrköpfe, Dolch-

[9] Prozess Eberts am Amtsgericht Magdeburg gegen einen Redakteur der Mitteldeutschen Zeitung, der ihn des Landesverrates beschuldigt hatte.

stoß-Fantasten haben ihn als Arbeiterverräter beschimpft. Er aber, meine Herren, hat mit politischem Instinkt und kompromissbereitem Verstand die Sozialdemokratie geführt und die Republik sechs Jahre in seinen Händen gehalten. Selbstvertrauen und Geradlinigkeit verließen ihn nicht. In seinem letzten Brief, Silvester 24, schrieb er mir", Schleicher zitierte bewegt und bewegend:

Mir war mein Lebensweg nie mit Rosen bestreut, und ich wünsche das auch nicht in Zukunft. Gleichwohl werde ich meine Straße weiterziehen, sicher und fest, mit frohem Mut und gutem Gewissen!

Schleicher räusperte sich energisch und blickte schweigend in die Runde seiner Mitarbeiter. „Heute, zwei Monate später, ist er schon am Ende dieser Straße angekommen. Tragisch. Deutschland schuldet ihm Dank … und Ehre." Alle erhoben sich unaufgefordert. Schleicher verbeugte sich und nach respektvoller Pause leise: „Schneefahl, kommen Sie doch bitte gleich mal mit in mein Büro!" Quintus wusste, was das zu bedeuten hatte. Speck stellte ja bereits das Quellenmaterial zusammen.